Museen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **53 (1966)**

Heft 7: **Krankenhäuser**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

diengruppe mit dem Wettbewerbswesen; von deren Gedankengängen berichtete Frédéric Brugger in einem wohlabgewogenen und sorgfältig ausformulierten Referat.

Unter dem Traktandum «Begrüßung der neuen Mitglieder» zeigte es sich, daß alle im Laufe des Jahres aufgenommenen Architekten der Einladung nach Avignon gefolgt sind. Es sind dies Jean-Pierre Dom, Genf; Rolf Bächtold, Arthur Baumgartner, Arbon; Wolfgang Behles, Andres Liesch, Manuel Pauli, Zürich. Mit Handschlag wurden sie in ihre Rechte und Pflichten eingesetzt. – Welchen Leser unseres Berichtes wird es wundern, daß der Jahresbeitrag heraufgesetzt werden mußte? Die Spendefreudigkeit einiger Mitglieder kannte keine Grenzen; einige wollten sogar eine Verzehnfachung des gegenwärtigen Betrages vorschlagen. Man fand sich dann aber wieder auf der vom Vorstand vorgezeichneten Linie. Die Vorstandswahlen brachten keine Veränderungen; die Mannschaft, die ihr Amt im Vorjahr angetreten hatte und daraufhin eine Reihe von Initiativen startete, die in so kurzer Zeit noch keinen sichtbaren Abschluß ergeben konnten, sollte nicht schon wieder gewechselt werden. Sie wurde in globo wieder gewählt. Zum Abschluß der Sitzung wurde der Ort der 60. Generalversammlung bestimmt, die eine Arbeitstagung sein soll; man wird sich in die Klausur eines Walliser Seitentales zurückziehen.

Wie soll nun über den weiteren Verlauf der Tagung berichtet werden? Etwa der Reihe nach? – Das würde den Leser solch trüben Abklatsches gehabter Genüsse zweifellos ermüden. Also nach Sachgruppen geordnet? – Ich fürchte, daß die Schilderung kulinarischer und vitikultorischer Genüsse ohne die Verabreichung von Kostproben recht farblos ausfallen müßte. So sollen hier lediglich einige impressionistische Andeutungen folgen, wobei der Leser wissen muß, daß der wichtigste Teil der Begebenheiten jeweils verschwiegen wird.

Da war die Fahrt nach Les Baux. Der Mistral hatte selbst für dortige Verhältnisse ungewöhnliche Stärke angenommen, so daß man sich, Schiffen in Seenot gleich, zur Zitadelle vorkämpfte, die uns ihren Ruinensand in die Augen streute. Fester im optischen Gedächtnis haftet deshalb eine der durch das Aussägen von Steinblöcken entstandenen riesigen Höhlen, eine «Architektur ohne Architekten», in welche unsere Gesellschaft einzog gleich einer Prozession von Priestern zu einem seltsamen Kultdenkmal. Langsam wallte man auf die Wände zu, die von Ferne so seltsam skulptiert aussahen, und von nahem verwandelten sich die Statuen und Altäre, die Kolonnaden, Apsiden, Querhäuser und Kapellen in unbedeutende Vorsprünge, Schattenspiele des unregelmäßigen Abbaues. Dann war da jener Abend im Crau, einer einstigen Steinwüste, die durch Bewässerungen fruchtbar und vor allem für die Viehzucht geeignet gemacht worden war. Zwar bedürfte es eines Homer, um in Heldentaten zu verwandeln, was die dortige Folklore mit einem Kalbe treibt. Doch haftet in Erinnerung ein Spaziergang bei sinkender Sonne durch die so reich und regelmäßig von Gräben und Hecken kompartimentierte Landschaft; dort, wo das Wasser hinreicht, ist Fruchtbarkeit, Schilf, Bambus und der grüne Rasen, der jedem englischen Golfplatz Ehre machen würde; wo aber das Wasser fehlt, da treten die alten Steine zutage, dazwischen sind Stechpalmen, Mäusedorn, überklettert von ariden Wicken, erdfarbene Distelstauden, über und über mit Schnecken bedeckt; dazu Dohlenschwärme, fremd klingende Rufe von Vögeln, ein rascher Blick auf einen Wiedehopf, hie und da ein Motorrad, mit dem ein Arbeiter in den Feierabend fährt – was war es denn, das dieses Bild so eindrücklich machte? Wohl der für uns Schweizer ungewohnte Anblick einer Landschaft, die zwar vom Menschen geschaffen, aber doch nicht bis ins letzte von ihm genutzt ist.

Dann jener Nachmittag in Châteauneuf-du-Pape. Mit Geduld hatte man den Sermon überstanden, den man jeweils vor Besuch eines Weinkellers zu hören bekommt und bei dem man alles erfährt außer dem, was man wissen möchte. Man hatte die Fässer bestaunt, man war zu den Proben geschritten – zuerst Jahrgang 1964, dann 1957 –, durch sieben Jahre Lagerung entsteht, was wir als «typisch» empfinden. Man hatte die imposanten Schinken und Käsesorten durchprobiert und schwärmte nun aus, um sich die Weinberge mit ihren berühmten Kieselbeeten und die reiche natürliche Vegetation anzusehen. Auf einem Kiefernstamm, umwachsen von Graslilien, Heckenrosen und Berberitzen, inmitten der Düfte des Thymian und des wilden Lavendel, genießt man die Aussicht. Unberührt möchte man die Gegend nennen, wenn man den Kuppen der Waldhügel, den Hängen der Weingärten und den Wegen folgt, die sanft in den Lößboden eingeschnitten sind. Irgendwo nur glänzt ein Stück eines Bauwerks in der Sonne; bei genauem Zusehen entziffert man die Konturen einer Fabrik, die gar nicht so weit von uns entfernt ist: eine Trafostation des Atomkraftwerks von Bagniols-sur-Cèze, sanft und harmlos eingebettet in die Harmonie dieses Panoramas.

Dann befinden wir uns im großen Audienzsaal des Papstpalastes von Avignon. Das schwarze Licht der Fakeln (die Palette beginnt aufzutauen) kratzt seine Zeichen in die gelblichen Mauern. Der Saal hatte, lange nach der kurzen Herrlichkeit der Päpste, als Eßsaal gedient zu der Kaserne, in welche dieser grandiose Palast verwandelt worden war. Als Eßsaal diente er auch uns in dieser langen Nacht, während welcher wir von Hellebardieren bewacht und von Kriegsknechten in Kettenhemden bedient und versorgt wurden. – Zur Beruhigung: Kettenhemden strickt man aus der gleichen Wolle wie die Socken, die unsere Großmütter den immer rarer werdenden armen Bergbauern schicken.

Und ein letzter Eindruck, außer Programm und von einem «Vormittag zur freien Verfügung», wie das Tagungsprogramm besagte. Wir sind im Museum von Villeneuve-lès-Avignon – es ist Pfingstsonntag, und die drei dem Publikum geöffneten Räume sind durchzogen vom Duft der Ratatouille; man muß wissen, daß der überwiegende Teil dieses einstigen Kardinalspalastes als Altersheim dient. Wir stehen vor der «Krönung der Jungfrau» von Enguerrand Charonton, einem der Hauptwerke französischer gotischer Malerei. Keine Angst: ich werde mich nicht über die Kunstgeschichte dieses Gemäldes ergehen; nur sagen wollte ich: reiches Frankreich, das den Fremden seine Schätze so suchen und so finden läßt.

L. B.

Museen

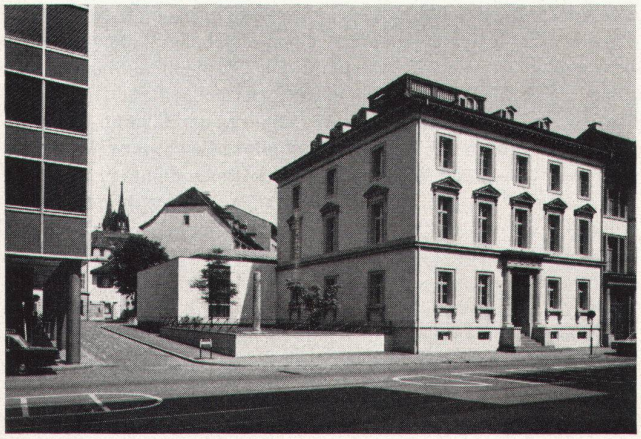
Antikenmuseum Basel

Architekt: Hochbauamt Basel-Stadt; Kantonsbaumeister Hans Luder BSA/SIA, Basel

Architektonische Notizen

Für das Antikenmuseum war ursprünglich nur das von Melchior Berri im Jahre 1826 erbaute klassizistische Gebäude der Dompropstei vorgesehen. Es zeigte sich aber bald, daß ohne einen zusätzlichen Neubau die Sammlung nicht untergebracht werden konnte. Dieser mußte auf kleinem Raum erstellt und an den Altbau angeschlossen werden.

Die ernste Vornehmheit der Berrischen Architektur erforderte behutsame Rücksichtnahme. So bleibt der mit Travertin verkleidete kubische Anbau in bescheidenem Ausmaß unter der mittleren Gesimsgurte des historischen Gebäudes, was natürlich auch der Höhe des Innenraumes Grenzen setzte. Eine kleine Grünfläche im Winkel der beiden Baukörper, zusammengehalten von einem dem Klassizismus angepaßten, einfachen Geländer, bildet das räumliche Intervall zur



1



2

Glasarchitektur der Kreditanstalt. Gleichsam als originales Signet steht im Drehpunkt eine römische Säule.

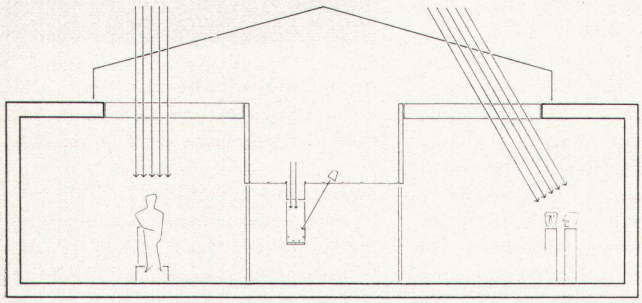
Die Disposition der Innenräume ging davon aus, die zeitliche Verschiedenheit der Architekturen nicht zu verwischen, wohl aber im Rundgang möglichst harmonisch ineinander übergehen zu lassen. Es wurde vermieden, den neuen Ausstellungsräumen ein mehr oder weniger möbliertes altes Haus, durchsetzt von Ausstellungsgegenständen, gegenüberzustellen. Die Zimmer des Berri-Hauses sollen nur in ihren Raumqualitäten wirken, sonst aber reine Ausstellungsräume bleiben. Ihr merkwürdig strenger Klassizismus eignet sich hiefür überraschend gut.

Die ganze Grundkonzeption des Ausstellens ging ohnehin darauf aus, die antiken Stücke weniger im Sinne des Klassizismus, als Objekte der idealistisch-ästhetischen Verschönerung des Lebens, zu demonstrieren, sondern vielmehr dem «Leben an sich», der «Essenz» nachzuspüren.

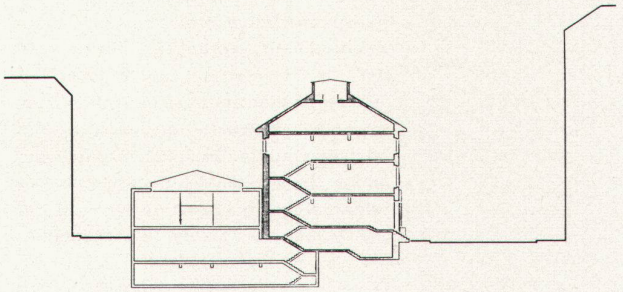
Ein solches Wollen legt dem Architekten gewisse Schranken auf. So sah man ab von all den bis zum Überdruß an jeder Ausstellung durchexerzierten graphischen Effekten (farbige Vorhänge, Rasterspiele usw.) und versuchte eher, soweit dies historisch ging, durch das Aufstellen und Anordnen der Gegenstände Beziehungen unter sich selbst herzustellen.

Als Hauptgestaltungsmittel aber wurde das Älteste und Legitimste herangezogen: das Licht, und zwar das natürliche und das künstliche.

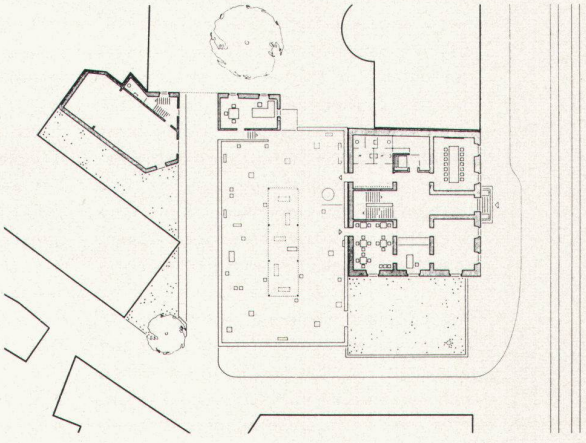
Mit dem Licht begann die Projektierung des neuen Oberlichtsaales. Es zeigte sich, daß das günstigste Licht entsteht, wenn sein Haupteinfallswinkel in bezug auf das Objekt 60–80° beträgt. Infolge der relativ niedrigen Bauhöhe und der ungünstigen Umgebung mit hohen Häusern konnte die Lösung nicht mit seitlichen Oberlichtern gefunden werden. Eine durchgehende Lichtdecke aber hätte eine zu diffuse Wirkung gehabt und die Plastiken stumpf gemacht. Man mußte deshalb mit Lichtstreifen arbeiten. Damit diese sich nicht gegenseitig überstrahlen, wurde eine Blende eingehängt. Aus dieser Anordnung ergab sich dann der innere Raumteil mit heruntergehängter transparenter Decke, an welcher die von oben beleuchteten Vitrinen hängen. Die aus lichttechnischen Erwägungen gewählte Disposition führte gleichzeitig zu einer architektonischen Gestaltung, welche den ganzen Raum in einen Umgang und einen niedrigen Mittelteil gliedert. Die einzelnen Raumteile bilden für sich eine gewisse Einheit, doch entstehen, da keine Zwischenwände vorhanden sind, Durchblicke und Querbeziehungen zwischen den ausgestellten Objekten. Die Wahl eines durchgehenden Saales war schon deshalb gegeben, weil dieser nicht größere Ausmaße hat als beispielsweise eine Turnhalle (14,80 × 24,50 m). Jede Unterteilung durch Wände hätte zu kleinlichen Raumverhältnissen geführt und eine unerwünschte Konkurrenzierung der Zimmer des Altbaus ergeben. Um die Gleichmäßigkeit des Lichtes nicht



3



4



5

1
Gesamtansicht des Antikenmuseums Basel

2
Eingang zum Altbau

3
Oberlichtsaal Neubau, Lichteinfall

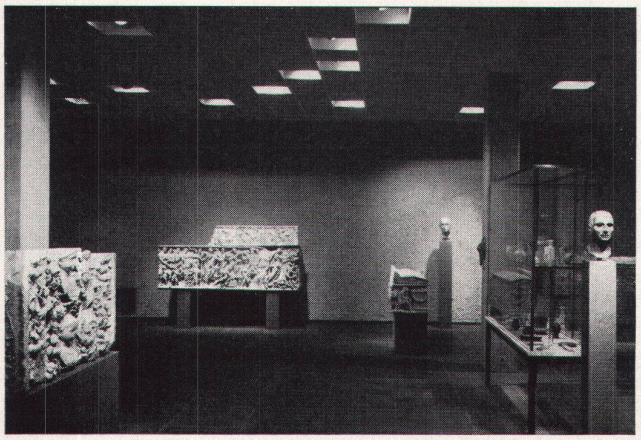
4
Schnitt

5
Grundriß

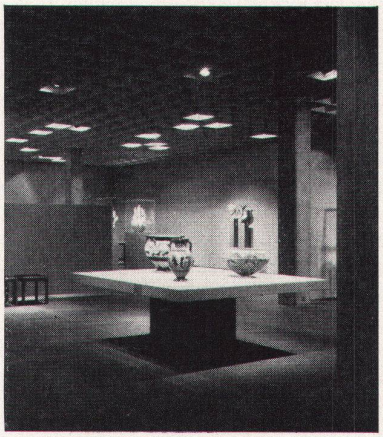
Photos: Peter Moeschlin, Basel



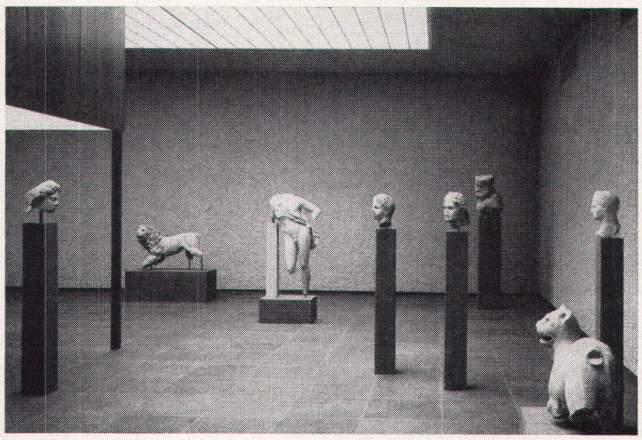
6



7



8



9

6
Alter Bau, Obergeschoß

7, 8
Studiensaal, Untergeschoß

9
Oberlichtsaal

starr werden zu lassen, wurde auf der einzig möglichen Seite, gegen die Grünfläche, ein hohes, schmales direktes Fenster angebracht. Den gleichen Dienst versehen am Abend die Spot-lights, die zusätzlich zu der im Oberlicht angebrachten allgemeinen Beleuchtung örtliche Aufhellungen bewirken.

Als Farbe der grob verputzten Wände wurde, damit sich die Plastiken aus gelblichem Marmor abheben, ein etwas kalt getöntes Grau gewählt. Um das Wegfließen der Wände vom Zentrum weg zu verhindern, und als Gegenwirkung zum allzu «Steinernen», verkleidete man eine der Wände mit Holz. Der Boden sowie die Sockel der Plastiken sind aus grauem «Basaltino».

Der Saal im Untergeschoß ist auch tagsüber nur künstlich beleuchtet. Die «Spots» können hinter dem Deckenraster an beliebiger Stelle angebracht werden. Die Art des Ausstellungsgutes in diesem Saal erlaubt eine etwas malerisch-stimmungsmäßigere Aufstellung, der die Effekte des künstlichen Lichtes entgegenkommen.

Der bewußte Dreiklang, gebildet aus dem Oberlichtsaal mit dem Tageslicht, dem künstlich beleuchteten Raum im Untergeschoß und den Zimmern im alten Haus mit den selbstleuchtenden Vitrinen, dürfte dem Besucher die gewünschte Abwechslung bieten. Mehr an zusätzlicher «Architektur» wäre kaum von Gutem. Es zeigte sich, daß eine eher strenge architektonische Haltung, die bis in den Entwurf der Vitrinen ging, einen recht brauchbaren Hintergrund für die antiken Stücke gab, deren Leben sich mit einer geheimen Geometrie verbindet.

Hans Luder

Aus einer Verlautbarung des Konservators

Das Basler Antikenmuseum ist die erste selbständige und öffentliche Sammlung griechischer und römischer Kunst, die seit den Gründungen des Klassizismus und der Ny Carlsberg Glyptothek in Kopenhagen (im Jahre 1880) in Europa geschaffen worden ist. Die Schöpfung wurde im vergangenen Jahrhundert durch den Ratsherrn Wilhelm Vischer vorbereitet. Dem 1849 eröffneten Museum an der Augustinergasse, das noch alle Basler Sammlungen umfaßte, gab er eine klassische Mitte, indem er für bedeutende Ankäufe von Originalen sorgte und den zentralen Oberlichtsaal für eine «Skulpturhalle» von Abgüssen nach griechischen Bildwerken bestimmte.

Diese Leistung gehört zu den bewundernswerten Manifestationen unserer Stadt in den schweren Jahren nach der Trennung der Kantone Baselland und Baselstadt: damals hatte die Stadt fast zwei Drittel ihres Schul- und Universitätsgutes an die Landschaft abgeben müssen.

Die ursprüngliche, unserer humanistischen Tradition gemäße Museumskonzeption wurde schon bald wieder preisgegeben, als die einzelnen Museumsbereiche sich zu verselbständigen begannen und für deren wachsende Bestände neue Räumlichkeiten notwendig erschienen. Im Jahre 1856 wurde die mittelalterliche Sammlung begründet, die 1894 in der Barfüßerkirche eine bleibende Stätte erhielt. Für die Abgüsse nach antiken Bildwerken, für die Skulpturhalle des alten Museums, wurde 1887 ein Neubau an der Klostergasse errichtet, der aber im Jahre 1927 für den wachsenden Kunstverein wieder geräumt werden mußte. Das endgültige Heim erhielt diese für die archäologische Forschung und die Schulen so wichtige Sammlung, die seit vier Jahren von der Verwaltung des Antikenmuseums mitbetreut wird, erst vor kurzem: in der 1963 eingeweihten Skulpturhalle an der Mittleren Straße. – Bei dieser Entwicklung und Verselbständigung des städtischen Museumsbesitzes stellt also die neue Museumsgründung nur einen folgerichtigen Abschluß dar, bringt endlich das ursprüngliche Kräftegefüge des alten Museums an der Augustinergasse wieder ins Gleichgewicht.

Die Voraussetzungen zur neuen Museumsgründung wurden in Basel aber erst in unserer Generation geschaffen. Die vor 1950 gesammelten Antiken machen heute nur noch einen Bruchteil des Gesamtbestandes aus. Die in den vergangenen sechs Jahren erfolgten Schenkungen haben schon das Übergewicht. Die Neuerwerbungen seit 1961 dürften schon etwa ein Sechstel darstellen: Vom Ganzen her gesehen also eine höchst erstaunliche Bilanz!

Wir dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich der Gesamtbestand einstweilen noch aus sehr heterogenen Elementen zusammensetzt. Verschiedene Lücken müssen geschlossen und neue Akzente gesetzt werden. Das erfordert nicht nur eine gewissenhafte weitere Planung, sondern auch bedeutende Geldmittel. Die Opfer, die vom Staat und dem einzelnen Bürger in den nächsten Jahren verlangt werden, stehen aber in keinem Mißverhältnis zu dem in Aussicht stehenden Gewinn. Das neue Museum wird auf seine Weise dazu beitragen, ein Gegengewicht zu der im-

mer härter durchgreifenden Rationalisierung unseres Lebens in unserer Gegenwart zu schaffen; es wird wohl auch imstande sein, die Meinung über unser durch manche andere Vorzüge ausgezeichnetes Gemeinwesen mitzubestimmen. Ernst Berger

1–3
Wohnbauten der Škodawerke in Jungbunzlau (Mlada Boleslav)

Photos: Oldřich Bečvář, Prag



1



2



3

Bauchronik

Wohnungsbau in der Tschechoslowakei

Jungbunzlau (Mlada Boleslav), 56 km nordöstlich von Prag gelegen, war eine kleine Provinzstadt, als 1895 eine Zweiradfabrik entstand. Dreißig Jahre später wurden dort die Produktionsstätten für Škoda-Kraftfahrzeuge errichtet. In zwei Generationen hatte sich die Bevölkerungszahl verdoppelt und stellte die Stadtverwaltung vor eine riesige Aufgabe.

Eine rasche und wirtschaftliche Lösung des Wohnungsproblems konnte erst 1960 in Angriff genommen werden; für die Angestellten der Automobilwerke wurde ein neues Stadtviertel geplant. Von 1960 bis 1966 sind 1850 Wohnungen entstanden; in den beiden nächsten Fünfjahresplänen sind jeweils 2000 Wohnungen vorgesehen. Wie auch schon in anderen Ländern werden die Baukosten durch öffentliche und private Mittel aufgebracht, die Baudurchführung aber einer Wohnbaugenossenschaft überlassen. Die aufgeblähte öffentliche Wohnhäuserverwaltung, wie sie mancherorts noch üblich ist, kann dadurch eingeschränkt werden, Stadt und Land halten sich nur einen bestimmten Anteil der fertiggestellten Wohnungen für soziale Fälle zur Verfügung. In Jungbunzlau gehen die genossenschaftlichen Wohnungen nach dreißig Jahren in das persönliche Eigentum des Mieters über.

Die durchschnittlichen Wohngrößen ohne Küche sind 38 m² (zwei Zimmer) und 48 m² (drei Zimmer). Zentralheizung gehört in den neuerrichteten Wohnkomplexen in den Oststaaten, in Gegensatz zum Beispiel zu den noch primitiven Heizungseinrichtungen vieler Neubauten der Wiener Stadtverwaltung, zu den Selbstverständlichkeiten. Auch sonst läßt sich Neu-Jungbunzlau mühelos der Architektur, die auf diesem Längengrad zu entstehen pflegt, gegenüberstellen.

Das Prokrustesbett vorfabrizierter Teile konnte sich Osvald Döbert, der Architekt von Jungbunzlau, etwas elastischer gestalten. Er ist nicht streng an wenige Normelemente gebunden, da die Bauplatten nicht auf dem Fließband, sondern «von Hand» hergestellt werden. Dadurch ergeben sich Variationsmöglichkeiten, die der Planung zugute kommen.

Ein eigenes Gemeinschaftszentrum fehlt in dem neuen Wohnquartier. Diese Rolle wird dem alten Stadtkern, gegen den der neue Teil wächst, weiter vorbehalten. Der Stadt ihr eigenes Gepräge zu erhalten und sie nicht zu einer Satellitenstadt herabsinken zu lassen, die von Prag in einer halben Stunde auf der neuen Fernstraße nach Warschau zu erreichen sein wird, ist die urbanistische Seite der geplanten Umgestaltung Jungbunzlaus. F. Czagan

Vorfabrikation

Erster Bauabschnitt der Universität Dortmund

Um den Vorlesungsbetrieb der Universität Dortmund recht früh aufnehmen zu können, hatte man zunächst die Errichtung eines Aufbau- und Verfügungszentrums geplant. Dieses Zentrum entsteht am Südrand des Universitätsgeländes, um so die Freizügigkeit der Gesamtplanung, die erst nach Verabschiedung der Strukturplanung aufgenommen werden kann, nicht zu beeinträchtigen.

Das Gebiet wird im Süden durch die Baroperstraße und im Norden durch den Ramkesbach, der in einem Geländeeinschnitt liegt und so eine natürliche Abtrennung vom Hauptgelände bildet, begrenzt. In diesem Abschnitt sollen zunächst drei Institutsgebäude, eine Experimentierhalle, ein Hörsaalgebäude, eine Mensa, die bibliothekarische Arbeitsstelle, das Staatshochbauamt für die Universität und ein Heizkraftwerk errichtet werden.

Als erstes Gebäude befindet sich jetzt die «Bibliothekarische Arbeitsstelle» mit einer Länge von 60 m, einer Breite von 36 m und einem Atrium von 12 × 12 m im Bau.

Das Staatshochbauamt verlangte, daß zur Sicherung des Gebäudes gegen Bergschäden nur statisch bestimmte Systeme zur Anwendung kommen. Die Außenstützen sollten als Pendelstützen ausgebildet werden. Für die Dachunterzüge war, einschließlich des erforderlichen Raumes für die Installation, eine maximale Bauhöhe von 800 mm zugelassen. Zur Stabilisierung durften keine Wände herangezogen werden.

Die Bauleitung entschied sich für eine Stahlkonstruktion, die Ausführung wurde an die Stahlbaufirma Klönne, Dortmund, vergeben. Alle Träger, Pfetten und Stützen, zum größten Teil aus dem Walzprofilprogramm der August-Thyssen-Hütte AG, wurden schon bei Klönne zu fertigen Einheiten zusammengestellt und auf der Baustelle innerhalb kurzer Zeit montiert.

Die Außenstützen sind als gestalterisches Element bewußt sichtbar in die Fassade mit aufgenommen worden. Eine Bauweise, die vor wenigen Jahren noch